

Protokoll des Interviews mit Herrn Anton Baldauf, geb. 1929

Projekt: Geschichtswerkstatt im Landkreis Dachau
Interviewerin, Transkription: Hiltrud Frühauf (HF)
Datum des Gesprächs: 18. April 2011
Noch anwesend: Herr S.W.

HF: Sie stammen ja aus Ungarn und wurden vertrieben.

AB: Unsere Gemeinde in Ungarn hieß Dunakömlöd. Sie hatte etwa 2.000 Einwohner. Der Landkreis hat Tolnau geheißen, und das Gebiet, in dem wir gewohnt haben, hieß übersetzt „Hügelland über der Donau“. Wir waren alle Deutsche, unsere Muttersprache war deutsch. Das war der Anlass zur Ausweisung – und dass wir keine Kommunisten waren. Man hätte zur Partei gehen müssen. Das wäre die einzige Chance gewesen daheim zu bleiben. Die ganze Gemeinde war verwandt untereinander und wollte sich nicht auseinanderreißen lassen.

Wir bekamen Schriftstücke mit dem Hinweis, dass eine Ausweisung nach Deutschland erfolgen wird. Innerhalb weniger Tage mussten wir 60 Kilogramm zusammenpacken. Wir haben nicht geglaubt, dass wir nach Deutschland kommen, weil es doch den Krieg verloren hatte. Wir hatten gedacht nach Russland. Erst als wir mit dem Zug durch Österreich gefahren sind, wussten wir, es geht nach Westen. Ein großer Teil Österreichs war von den Russen besetzt. An der Grenze blieb unser Zug tagelang auf der freien Trennlinie zwischen der russischen und der amerikanischen Zone stehen. Wahrscheinlich wartete man auf eine andere Lok. Da haben unsere Frauen in einem Hügel vor dem Zug einen Backofen gegraben. Sie wollten Brot backen. Als der Teig fertig war, mussten wir in den Zug einsteigen, weil die Fahrt weiterging. Im Waggon hatte die Begleitpolizei einen Ofen. Sie haben erlaubt, dass das Brot dort fertiggebacken wurde. Zwischen Budapest und Dachau war ich fast immer auf dem Waggondach, weil es im Waggon so eng war.

In der amerikanischen Zone sind wir entlaust worden. Noch vor Dachau. Da hat die Zivilisation begonnen. Ich glaube, es war in Salzburg. Die Amerikaner waren gegen die Russen auch misstrauisch.

HF: Wann kamen Sie in Dachau an?

AB: Mitte Juni 46 – nein, da waren wir schon da. Im späten Frühjahr 46. Zwei Wochen hat der Transport gedauert, und dann sind wir in Dachau ausgeladen worden. Man hat das Gepäck bis zum nächsten Morgen im Zug lassen können. Geschlafen haben wir im KZ, in einer verwahrlosten Baracke. Es war bekannt, dass dort welche eingesperrt waren.

HF: Was hatten Sie an Gepäck dabei?

AB: Pro Person 50 Kilogramm. Es hat nicht gereicht. Wir haben eine riesige Reisekiste aus Holz gehabt, in die wir eingepackt haben: Kleidung, Lebensmittel, eine blecherne Schmalzdose, d.h. in flüssiges Fett hatten wir Fleisch eingelegt. Und Mehl. Dann eine Holzhacke, Sense, Bauernwerkzeuge, - habe ich noch da, was wir mitgebracht haben - Beil, Säge, ein bisschen Geschirr, kleine Kessel, einen Kartoffelsack aus grobem Leinen mit eingenähtem Namen, Leinenhandtücher, eine blecherne Wurstspritze mit einer Düse vorne – habe ich auch noch im Keller. Wir sind davon ausgegangen, dass wir uns selbst versorgen müssen. Es ist nicht nachgewogen worden. Man hat gedacht, es könnte niemand mehr als 50 Kilogramm schleppen.

SW: Wer hat entschieden, wo wir hinkommen?

AB: Niemand hatte Ahnung, wo man hinkommt. In Dachau ist der Transport geteilt worden. Man ist aufgerufen worden. Grob die Hälfte ist in den Landkreis Ingolstadt, nach Großmehring, gekommen. Die sind in Dachau gar nicht ausgestiegen. Unsere Gruppe ist in einzelnen Gemeinden im Landkreis Dachau aufgeteilt worden und nach Arnbach, Kollbach, Petershausen und Haimhausen gekommen. – Ein Landsmann hat alle Daten zusammengetragen. Er hat jeden einzelnen Namen von uns Vertriebenen aufgeführt, und wohin wir gekommen sind.

Wir sind mit dem Lastwagen nach Haimhausen gefahren, über Hebertshausen, durch Ottershausen. Da gab es keine Teerstraße. Ich habe mir gedacht, da will ich nicht bleiben. Hier hat der Bürgermeister, der Gemeinderat, was weiß ich, mit der Bevölkerung ausgemacht, wer jemand aufnehmen kann, ein bisschen unter Zwang. Freiwillig ging nichts.

SW: Die Bauern hatten keine echte Freude. Sie konnten sich nicht vorstellen, wer da kam und welche Berufe die Vertriebenen hatten. Der Name „Zigeuner“ und „Rumtreiber“ für Leute aus Ungarn war bekannt.

HF: Wo sind Sie hingekommen?

AB: Zum Bauern Miesl unterhalb der Kirche. Das Ehepaar Miesl hatte keine Kinder, nur noch den Vater, er war schon ein alter Mann. Sie waren froh, weil meine Eltern und Großmutter aus der Landwirtschaft kamen. Meine Eltern sind gleich in den Stall gegangen, das Vieh war das Wichtigste, Ross, Schweine, Hühner, Kühe. Mein Vater war begeistert, weil wir daheim einen kleinen Bauernhof hatten. Man hat sich verstanden, ohne sich groß zu unterhalten. Das Bayerische war uns nicht

bekannt. Wir bekamen ein Zimmer mit zwei Betten und einem Diwan. Ich bin nicht einquartiert worden.

HF: Wo kamen Sie unter?

AB: Ich bin nicht nach meiner Meinung gefragt worden Ich bin als Bauernknecht zum Schmied Sepp gekommen. Ich war 17. Ein Bauernknecht hat 17 Mark im Monat bekommen. Aber weil ich noch so jung war, habe ich nur 7 Mark bekommen. Man hat sich nicht ausgekannt, wie viel das Geld, es war die Reichsmark-Währung, wert war. Man hat ja praktisch nichts zu kaufen gekriegt.

HF: Bekamen Sie Lebensmittelmarken?

AB: Ja. Sie sind in Dachau ausgestellt worden und den Einzelnen von der Gemeinde übergeben worden. Es ist den Einzelnen gesagt worden, welche Mengen sie bekommen sollten vom Brot, Mehl, Fleisch. Nur die Menge, die auf den Marken stand, ist ausgegeben worden. Im Landratsamt hat man des Öfteren erscheinen müssen und sich vorstellen müssen. Ich weiß noch, wir sind zu Fuß nach Dachau gegangen.

SW: Es gab Läden in Haimhausen: die Bäckerei Mayerbacher, in der Dorfstraße war auch eine Bäckerei, gegenüber ein Milchgeschäft. Neben der Hackerstube, gegenüber Miesl, gab es das Geschäft Kammerloher, und neben der Raiffeisenbank den Lebensmittelladen Kässl. Die Pfeifer Marie mit ihrem Geschäft hat es auch schon gegeben. Genauso den Baumann. – In Ottershausen hat es auch einen Laden gegeben: Süßmeier, neben dem Bauern Käser. Das war der Süßmeier, über den Käser in der Veranstaltung in der Marienmühle nicht positiv gesprochen hat.

HF: Wie ging es mit Ihnen als Knecht weiter?

AB: Der Schmied Sepp hatte ein Haus mit Stall in der jetzigen Hauptstraße. Die Hauptstr. war eine Schotterstraße. Beim Schmied Sepp habe ich gelernt, mit Ochsen zu fahren. In Ungarn in unserem Ort gab es nur Pferde, keinen einzigen Ochsen. Ich blieb nur einen Monat beim Schmied Sepp, Juni/Juli. In Günzenhausen gab es eine Ziegelei. Da haben viele von unseren Leuten gearbeitet. Sie sind mit dem Bulldog in der Früh abgeholt worden. Ich habe sie gesehen, wenn ich mit den Ochsen mit Klee heimgegangen bin. Weil es durchgesickert ist, dass ich was von der Landwirtschaft verstehe, hätten sie mir 12 Mark im Monat gegeben. Aber ich wollte in die Ziegelei, wo es mehr Lohn und normale Arbeitszeiten gab. Im Bauernhof gibt es Tag und Nacht Arbeit. Ich bin aber nur bis Mitte August in der Ziegelei geblieben. Dann sind Leute angeworben worden von Rodenstock. Ich wollte was lernen. Ich hatte noch keinen Beruf. Ich bin eingestellt worden als Dreher-Lehrling mit 17.

Im Januar 47 bin ich 18 geworden. Ich habe allmählich gelernt, mit Werkzeug umzugehen.

SW: Du hast dort Karriere gemacht.

AB: Ja, das kann man sagen. Ich war fleißig, ich habe Interesse daran gehabt. Wenn man fleißig war, hat man mehr verdient und im Akkord arbeiten können. Nach zwei Jahren war ich normaler Dreher, war selbstständig an Maschinen. Die meisten waren Laien, auch Frauen. Sie haben angelehrt werden müssen. Ich war Maschineneinsteller, nach zwei Jahren Vorarbeiter, in der ganzen Werkstatt mit mehreren Maschinentypen. Ich war bei Rodenstock bis zu meiner Pensionierung.

HF: Haben Sie immer noch in Haimhausen gewohnt?

AB: Ja. Bei Miesl war kein freies Zimmer, nur ein Knechtzimmer. Dort waren zwei Betten. Eins für den Knecht, im zweiten Bett haben mein Bruder und ich geschlafen.

HF: Wie sind Sie täglich nach München gefahren?

AB: Mit dem Strasser aus Ottershausen. Das war ein kleines Transportunternehmen, das es von Anfang an gab. Er ist nach Lohhof gefahren. An der Postwirtschaft war Treffpunkt. Zuerst waren wir 6 Leute, später bis zu 10 Personen. Auch Frauen haben in der Stadt Arbeit gefunden. Von Lohhof nach München sind wir mit einem Klein-Lastwagen gefahren.

SW: Mein Vater hatte bald ein gebrauchtes Fahrrad, mit dem er nach Lohhof gefahren ist. Diejenigen, die nicht in einer Firma waren, haben im Gut von Haniel in der Landwirtschaft gearbeitet. Die Frauen dort waren fast alle aus Ungarn. Die Flüchtlinge aus dem Sudetenland und der Tschechoslowakei sind später gekommen und in einer größeren Anzahl. – Die Frauen sind in der Früh zum Gut gegangen. Dann ist vom Verwalter die Arbeit eingeteilt worden, entweder aufs Kartoffelfeld zum Kartoffel-Klauben oder zum Unkraut jäten. Mais war noch nicht so bekannt.

HF: Ihre Frau wurde auch vertrieben?

AB: Ja, sie stammt auch aus Dunakömlöd. Wir kannten uns schon vom Kindergarten dort, aber sie ist nicht in Haimhausen einquartiert worden, sondern in Arnbach. Wir haben uns Anfang 1947 bei einer Musikveranstaltung in Großmehring wieder gesehen. Wir hatten in unserem Dorf in Ungarn Blechmusik. Wir wollten auch hier in Deutschland gerne Musik machen und uns treffen. In Haimhausen waren Fitterer Juri und sein Bruder, der Mann von Frau Weissmüller, die Musikanten. Der Fitterer Juri war Musiker und Privatunterhalter und sein Bruder ebenfalls. Er hat auch Quetsche

gespielt. 1947 sind wir zu Fuß nach Röhrmoos gegangen und von dort mit der Bahn nach Ingolstadt gefahren, weil es in Großmehring eine musikalische Veranstaltung von Leuten aus Dunakömlöd gab. Durch solche Treffen sind wir Landsleute wieder zusammengekommen. Dabei habe ich auch meine spätere Frau Marie wiedergesehen. Wir haben 1952 geheiratet.

HF: Wie und wann haben Sie hier Grund und Boden bekommen?

AB: Mein Vater hatte lange geglaubt, wir könnten wieder zurück. Dann haben meine Eltern Bekannte besucht in Oberstimm. Sie alle hatten schon mit dem Bauen angefangen. Den Boden bekamen sie nicht aufgrund von Zwangsenteignung wie bei Haniel. Das Bauen hat meinen Vater beeindruckt. Es ist gesagt worden, der Haniel gibt Baugrund her. Wer zu Hause was gehabt hat, einen kleinen Bauernhof, der hat Grund beantragen können. Man hat sich in der Gemeinde eintragen müssen, dass man interessiert war. Man ist dann eingeladen worden zur Besichtigung. Dann hat sich der Einzelne angemeldet. Ich konnte es nicht, weil ich noch zu jung war, aber mein Vater. Die heutige Brunnenfeldstraße, wo wir wohnen, war kein Ackerfeld. Es gab viele Quellen und einen Wassergraben, der das ganze Jahr über Wasser hatte – deswegen auch der Name der Straße. Es gab bloß einen Feldweg. Anfang der 50er Jahre ist er verbessert worden.

Uns ist dann Baugrund zugewiesen worden. Wir haben 1952 mit den Bauarbeiten begonnen und 1953 dann gebaut. Wir waren die ersten Ungarn, die in der heutigen Brunnenfeldstraße gebaut haben. Der Nächste war Fitterer, der Großvater der Fitterer-Familie, dann Fisterers, dann Keiperts, dazwischen Metzingers, die eigentlich aus Jugoslawien kamen. Dann Weissmüllers und Kiss.

Ca. zehn Jahre lang gab es keinen Samstag, an dem ich nicht beim Bauen war. Als unser Haus fertig war, half ich bei anderen Ungarn.

SW: Unser Haus stand im Oktober 53, und jahrelang musste mein Vater mit dem Fahrrad jeden Samstag weg, um anderswo beim Bauen zu helfen, nach Kollbach, Vierkirchen.

HF: Wie war das Gesundheitswesen in Haimhausen nach dem Krieg?

AB: Es gab den Arzt Buchner in Ottershausen. Es war niemand krank. Und die Eltern waren noch nicht so alt und anfällig. Bei Geburten kam eine Hebamme ins Haus, die Frau Kalig aus Ottershausen. Ihr Sohn hatte später eine Fahrschule.

HF: Lernten Sie den kath. Pfarrer näher kennen?

AB: Wir wurden nicht begrüßt; ich bin zwar jeden Sonntag in die Kirche gegangen. An den Namen erinnere ich mich nicht mehr.

HF: Gab es Vorurteile von Einheimischen gegenüber Euch Vertriebene?

AB: Als die gemerkt haben, dass wir was können, haben wir Sympathien bekommen.

HF: Wann gab es die erste Hochzeit zwischen einem Vertriebenen und einer Einheimischen?

AB: Ich weiß nicht, wann das war, aber mein Bruder Franz hat Irmgard Westermaier geheiratet. Er hat bei Rathgeber gelernt. Dort haben sie ihn ohne großen Widerstand zur SPD gelotst. Er ist dabei geblieben. Er war jahrelang im Gemeinderat, auch im Kreistag hatte er einen Posten. Ich habe mich nie für Politik interessiert. Bei Rodenstock war ich in der Gewerkschaft, unfreiwillig. Ich bin aufgefordert worden. Ich bin es immer noch. Und ich bin im Männerchor.

Später hat Haas Stefan hier geheiratet, da hat man schon nicht mehr als Flüchtling gegolten.

Ich möchte noch feststellen: Im Nachhinein sagten wir uns: Hoffentlich müssen wir nicht mehr zurück. Falls wir nach zwei Jahren hätten zurück müssen, dann hätten wir keinen Besitz mehr gehabt. Es gab eine Kolchosenwirtschaft. Nach uns kamen total Fremde in unser Dorf. Sie waren nicht vom Fach, waren Zigeuner und noch nicht sesshaft.